

Berufung der Frau zum Dienste am Menschen

Von Oda Schneider

Je mehr sich die Fragen verwickeln, die das Leben an uns stellt und die wir an das Leben zu stellen haben, desto sicherer können wir die Lösung auf keinem anderen Wege finden als auf dem der Rückkehr zu dem ganz einfachen Gedanken der Weisheit Gottes. Es wird sich also auch die Frage nach den Lebensaufgaben der Frau und nach der Möglichkeit ihrer Erfüllung nur auf diesem Wege lösen lassen.

Gott hat uns durch die übernatürliche Offenbarung in den heiligen Schriften so viel von seinem gewaltigen Gedanken, dessen letzte Höhe und Tiefe uns ewig unzugänglich bleibt, wissen lassen, daß wir auch dort, wo die Antwort der bloßen Natur, durch Erbsündigkeit verwirrt und verwischt, nicht deutlich lesbar ist, dennoch nicht ratlos bleiben.

Da es sich im Frauenproblem um ein Menschheitsproblem handelt, werden wir bis an den Punkt zurückgehen, da die Menschheit in ihren Stammeltern aus der Hand Gottes hervorgegangen ist. Wir werden also versuchen, aus dem ersten und zweiten Kapitel der Genesis den Gedanken Gottes über die Frau herauszulesen, wir werden kurz das geschichtliche Frauentum als Träger dieses Gottesgedankens betrachten und werden dann vor allem an konkreten Gegebenheiten untersuchen, ob der ursprüngliche Gedanke auch in der heutigen, von den Schöpfungstagen so verschiedenen Zeit noch das Ideal darstellen kann, und zwar sowohl als Erfüllung der göttlichen Forderung wie als Entfaltung der menschlichen Natur.

1. Gottes Gedanke

„Als Gottes Bild schuf er ihn. Er schuf sie als Mann und Weib“ (Gen. 1, 27). „Mann und Weib“ ist die Ganzheit des gottebenbildlichen Menschen. Gott aber hat diese Ganzheit nicht auf einmal geschaffen. Erst stand der Mann allein inmitten der Herrlichkeit des Gartens Eden. Er atmete, staunte und erkannte sich und die Welt in ungeheurer Einsamkeit; in einer Einsamkeit, die nicht durch die Vaterschaft Gottes, nicht durch die Dienstbarkeit aller Tiere des Feldes und aller Vögel des Himmels gebrochen werden konnte. Als Adam jedes Ding zum erstenmal beim Namen nannte, war er noch allein; als Gott das Gebot gab, von dem Baume der Erkenntnis nicht zu essen, war er noch allein. Gott sah, daß diese Einsamkeit nicht gut für ihn sei, aber Adam hat sie doch geraume Zeit ertragen,

er hat in ihr von der Welt Besitz ergriffen und es scheint, als wäre davon die Fähigkeit zu äußerstem Alleinsein für immer ein königliches Merkmal des Mannwesens geblieben, als müßte im Mannesblick dieses Staunen und Erkennen hinweg über die anderen Menschen, in die Einsamkeit hinein, heute noch nachleuchten.

Ganz anders das Frauwesen. Die Frau wurde vom Anbeginn zum Menschen hin erschaffen, als seine Gefährtin. Sie war niemals in der ganz großen Einsamkeit und es gibt kaum etwas Verloreneres, Widersinnigeres zu denken, als eine Frau inmitten aller Herrlichkeit der Welt auf sich allein gestellt, ohne einen Menschen, auf den sie bezogen ist und der sie überhaupt erst sinnvoll macht. Deshalb liegt auch ihr königliches Merkmal, verschieden vom Mannwesen, nicht in der Fähigkeit zu äußerstem Alleinsein, sondern im Dienst der Gefährtenschaft. Und deshalb kann ein Frauenblick nicht aufleuchten im Hinwegsehen über die Menschen in die Fernen der Einsamkeit, sondern, im Gegenteil, im Haftengeblieben am Nahen, im Eindringen in das Bedürfnis des Nächsten. Als Eva zum erstenmal den Dingen gegenüberstand, waren es für sie nicht mehr bloß Dinge, sondern Dinge, denen Adam einen Namen gegeben hatte. Und als Adam die Frau zum erstenmal mit allem bekannt machte, war ihre erste Freude der erste Dienst am Menschen. Denn Adam bedurfte auch schon in seiner vorsündlichen Leidlosigkeit ihrer Mitfreude, um selber wirklich froh zu werden.

So ist es vor dem Sündenfall. Nun wird durch den Verlust der Gotteskindschaft die menschliche Natur verwundet, aber nicht verwandelt. Sie bleibt in den Grundzügen dieselbe, ja, die Grundzüge treten jetzt erst erschreckend hervor; denn was früher durch die Übernatur beherrscht war, wird nun herrschend mit wilder Gewalt und der Mensch scheint unter nichts anderes geknechtet als unter seine eigene Natur.

„*Non praevaleat homo!* — Laß den Menschen nicht überwiegen!“ (Ps. 9, 20.) Die Strafe, die wir leiden, ist das Überwiegen unserer gnadenlosen menschlichen Natur; unsere Rechtfertigung ist ihre Überwindung durch die Gnade. Nicht aber Überwindung als Vernichtung, sondern Überwindung als Rückkehr zu den Gedanken Gottes: *praevaleat Deus*, auf daß Gott überwiege.

Gott überwiegt in uns, wenn unser Leben der Ausdruck seines Gedankens bleibt, obwohl wir so klägliche Ausdrucksmittel geworden sind. Der Mann ist noch Herr der Erde, ihre Früchte sind noch für ihn; aber es

genügt nicht mehr ein bloßes Ausstrecken der Hand, sondern er muß um sie kämpfen, gebeugt unter den Dienst am Acker voll Disteln und Dornen, den Dienst am Pfluge, den Dienst an der Sache. Die Frau ist immer noch Gefährtin des Mannes, aber nicht mehr bloß im Mitfreuen an seiner Freude, damit er selber wirklich froh werde, sondern im Dienen unter seinem Dienen, damit sein Sachdienst von ihr aus sich zum Gottesdienst erhelle.

2. Die Frau als Trägerin des Gottesgedankens

„Und zum Weibe sprach er: Mehren will ich deine Mühsal und deine Schwangerschaft. In Mühen sollst du Kinder gebären. Und doch gibst du dich dem Manne hin, der dich beherrschen wird.“

Dieses Verdikt hat Gott nicht nur in das schuldige Herz der einen Eva, sondern in das Wesen der mitschuldigen Frauennatur so hineingesprochen, daß es über die Frauen aller Zeiten schon durch den Trieb der Natur verhängt ist, ob sie nun das göttliche Wort kennen und anerkennen oder nicht. In jeder weiblichen Natur ist ursprünglich sowohl der Drang zur Mutterschaft als auch das Verlangen nach Hingabe. Unter schwerster Knechtschaft scheint die Frau dadurch gebeugt; als müßten die gemehrten Mühen der Mutterschaft alle leichte Freudigkeit, als müßte die Hingabe an den Mann, der sie beherrschen wird, alle hohe Würde ihres Lebens vernichten. In dieses Dunkel aber hat Gott einen Funken gesprengt, der, wenn er nur ein wenig Nahrung findet, zur hellen Flamme wird und alles versöhnend durchleuchtet. Dieser Funke ist die Liebe. Aus der Liebe blüht alle leichte Freudigkeit, blüht alle hohe Würde tausendmal schöner wieder auf. Liebe ist ja imstande, die Mühen der Mutterschaft gerne auf sich zu nehmen und sich gerade an ihnen zu entfalten. Liebe ist imstande, das „und doch“ der Unterwerfung aus einem Resignationsstöhnen der Triebbeherrschten in einen Triumphruf der freudig Dienenden zu wandeln. „Und doch“, weil ich im Dienen am meisten schenken kann, und Liebe will ja schenken.

Liebe aber ist sogar imstande, gerade die Mühen, gerade das Dienen vom natürlichen Trieb, von leiblicher Ehe loszulösen, also gerade die auferlegte Last als solche zu bejahen und freiwillig auf sich zu nehmen unter Verzicht auf die dazugewährte Lust und auf die Befriedigung der Natur. Daß Gott uns dieses Feld aufgetan und Unzähligen aus uns Kraft gegeben hat und noch gibt, hier als Frau zu wirken, das ist der

schönste Titel unseres Frauentums. Auf diesem Felde wächst der rechte Dienst am Menschen, die Karitas, die wohl schon in aller Zeit vom Frauentum aus die gefallene Menschheit durchblüht hat, der aber vom Christentum erst das Edelreis aufgepfropft wurde, durch das sie nicht mehr Herblinge, sondern, in der Nachfolge des Herrn, echte Früchte bringt.

Soweit wir nun das geschichtliche Frauentum überblicken, ist es in Gesamtheit seiner Natur ständig treu geblieben. Freilich, einer gefallenen Natur, die wohl den Gedanken Gottes trägt, aber oftmals böse verzerrt bis zur Unheimlichkeit. Alles Sündigen der Frau war doch im wesentlichen ein Unterliegen auf eben dem Kampffelde, das Gott der Frau zugewiesen hatte: die Beziehung zum Menschen, der Dienst am Menschen. Das aber ist von größter Wichtigkeit, denn solange die Frau noch auf ihrem Kampffelde kämpft, hat sie, trotz tausendfachem Unterliegen, immer noch die Hoffnung auf Sieg, und den Eindruck eines solchen verwirklichten Sieges bekommen wir doch, wenn wir reinen Verkörperungen der Mütterlichkeit und des Dienens begegnen. Unser schönster Sieg für alle Zeiten ist die Mutter und Magd des Herrn.

Daß es überhaupt eine „Frauenfrage“ gibt, daß wir so sehr genötigt sind, über die Grundfragen nachzudenken, ist dadurch verursacht, daß im Frauentum von heute der Hang steckt, sein Kampffeld zu verlassen und auf das des Mannes hinüberzuwechseln; also nicht mehr dem Menschen zu dienen, sondern der Sache. Das wäre nach allem, was wir festgestellt haben, eine Verkehrung des göttlichen Gedankens und es darf nicht Wunder nehmen, daß an einem solchen Aufruhr die ganze Menschheit schwer zu laborieren hat. Die Krankheitssymptome sind kenntlich und schmerzhaft genug. Es genügt nicht, uns darüber zu entsetzen, sondern wir müssen uns mit aller Verantwortlichkeit um Diagnose und Heilmittel kümmern.

Ausschlaggebend ist es, welche Richtung wir der Jugend weisen. Jugend kann man niemals von Verirrung abhalten und heimbringen, indem man ihr nur Pflichten mitteilt, sondern indem man ihr auch den Sinn der Pflichten mitteilt. Dazu aber müssen die Verantwortlichen sich des Sinnes dieser Pflichten klar bewußt sein. Eine Unzahl von Frauen hat sich der großen Abfallbewegung vom echten Frauentum nur aus Gedankenlosigkeit angeschlossen. Man könnte sagen wie Kinder, denen das fremde Spielzeug begehrenswerter erscheint als das eigene. Wenn die Frau nach der Soldaten- oder Polizei- oder Marineuniform langt, nach dem Flugzeugvolant

oder dem Richterbarrett, so scheint mir vielfach der Spieltrieb des Kindes in der Frau durchzubrechen, freilich ein Spieltrieb, der verbrecherisch sein kann, wenn er große Mengen von Energien vergeudet, die dem eigensten Lebensberufe zugute kommen sollten. Denn niemals wird die Frau auf solchen Gebieten wirklich fruchtbar sein und der Menschheit zum Segen gereichen. Hier müßte erzieherische Weckung des Lebensernstes abhelfen; romantischer Überschwang müßte erfaßt und in die rechte Bahn geleitet werden.

Bedenklicher scheint mir die Empörung jener Frauen, die dem Dienst am Menschen untreu werden, weil in ihm das „Dienen“ stärker hervortritt als beim Dienst an der Sache. Sie neiden es dem Manne, daß er nur unter dem Werke steht, das seines Dienens nicht gewahr wird, während die Frau unter dem Menschen stehen soll, der ihr Dienen sieht und vor dem sie sich ihres Dienens schämt. Wenn außerchristliche Seelen zu so liebeleerer Mentalität herabsinken, so scheint es begreiflich, wenn aber von christlichen Frauen die lichte Heiligkeit und königliche Würde des Dienens und Gehorchens übersehen wird, obwohl Christus vor ihren Augen die Fülle seiner Gottheit in das kleine Haus des Dienens und Gehorchens beugt, so scheint das völlig unbegreiflich. Gegen eine solche Verkümmern der Frauennatur, die um ihre Würde besorgt, den Adel ihres Dienens zerstört, hilft nur Entfaltung der Liebe. Der liebenden Frau ist das Dienen selbstverständlich und unentbehrlich; sowohl in als außer der Ehe; sowohl in Mutterschaft als in Jungfräulichkeit.

Nun gibt es aber eine große Menge Frauen, die durch die Ungunst der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse von den echten Frauenberufen ausgeschlossen und in männliche Berufe hineingedrängt sind. Diesen ist weder damit geholfen, daß man ihnen die Ethik des Mutterberufes entwickelt, noch damit, daß man Besserung der Verhältnisse erhofft und erstrebt; denn sie sollen jetzt unter konkreten Gegebenheiten ihr Frauentum erfüllen, den Gedanken Gottes verwirklichen und finden sich vor die furchtbare Alternative gestellt, anzunehmen, entweder daß sie um die Möglichkeit, den Gedanken Gottes zu verwirklichen, betrogen wurden, oder daß der Gedanke Gottes heute keine Gültigkeit mehr hat. Mit der Behandlung dieser brennenden Frage kommen wir zum dritten Punkte der Untersuchung.

3. Der Gottesgedanke als Ideal der Gegenwart

Die Antwort auf die schwerwiegende Frage nach der absoluten, unbedingten oder nur relativen, bedingten Gültigkeit der *ratio divina* kann jede durchschnittliche Frau — und der Durchschnitt ist es ja, an den wir uns bei allgemeinen Untersuchungen halten müssen — durch einen besinnlichen Blick in sich selbst hinein beantworten. Ist in ihr Leben das Sorgen für einen oder mehr Menschen eingebaut, so wird sie dieses Sorgen, so sehr sie in der Einzelplage darüber seufzen und sich sogar daran aufreiben mag, doch zutiefst als etwas empfinden, das sie nicht missen möchte. Ja, bei entfaltetem Frauentum wird sie die Beglückung dieses Dienstes un schwer selbst durch hundert Verdrießlichkeiten hindurchzufühlen imstande sein. Andererseits wird eine Frau, die von solchen Sorgen und Pflichten völlig frei ist, diese Freiheit nur vorübergehend oder nur mit mehr oder weniger gewaltsamer Übertäubung der innersten Sehnsucht genießen können.

Bei mütterlich stark begabten Naturen wird ein unpersönlicher Fabriks- oder Bureaudienst auch in der ersten Jugend schon mit Leid und Widerstreben ertragen werden. Indessen ist es auch denkbar, daß ein junges Menschenkind im freudigen Eifer der ersten Kraftentfaltung, in beglückendem Tätigkeitsdrang das Manko nicht sogleich fühlt und sich sogar den Hausfrauen und Müttern gegenüber in bevorzugter Lage glaubt. Allmählich wird sich doch ein verdüsterndes Unbefriedigtsein einschleichen, das dann oft zur sittlichen Gefahr wird. Länger hält die Täuschung vielleicht an bei wissenschaftlich Begabten, die das Glück haben, sich einem ihnen zusagenden Gebiete des Studiums oder der Forschung hinzugeben. Hier kann ein lebhaftes Interesse die Forderungen des Gemütes lange gebunden halten, aber doch nicht dauernd.

Was nämlich für den Mann durchaus genügt, um einseitig konzentrierter Tätigkeit beglückenden Sinn zu geben: die Idee des Dienstes an der Menschheit, auf die sein Sachdienst bezogen ist, das genügt nicht für die Frau. Ihr Beruf ist und bleibt Dienst am Menschen, am einzelnen, konkreten Menschen, am Schwachen, Hilfsbedürftigen, am Kinde, am Kranken, am Greise.

Wir alle kennen die tragisch-komische Erscheinung der Vereinsamten, die ihre unerlöste Mütterlichkeit im Dienst an Hunden, Katzen oder Papageien zu verbrauchen sucht.

Aus alldem sehen wir, daß unsere Frauennatur doch noch die lebendige

Darstellung des ursprünglichen Schöpfergedankens ist und daß es sinnlos und vergeblich — wenn nicht wahnwitzig und verbrecherisch — wäre, unser Lebensprogramm ohne Rücksicht darauf oder sogar in offenem Widerspruche dagegen aufzubauen. Wir können doch nicht gegen Gott und trotz Gott gut und glücklich werden.

Wenn also unzählige Frauen heute gezwungen sind, außerhalb des elementaren Frauenberufes, Ehe und Mutterschaft, in allen Berufszweigen ihr Fortkommen zu suchen, so darf es niemals ihr Ziel sein, den Mann so vollkommen wie möglich nachzuahmen, sondern es muß ihr Ziel sein, jeden Beruf irgendwie zum Schauplatz ihres Dienstes am Menschen zu machen. Es gibt dafür zwei Wege: einen mittelbaren, für den nur wenige Frauen die Eignung besitzen mögen, und einen unmittelbaren, der jeder Frau offensteht. Der mittelbare führt über die volle, freudige Hingabe an einen frauenfremden Beruf, etwa Gesetzgebung, Politik, Jurisdiktion, Weltwirtschaft, Industrie usw., mit dem klaren Ziele, mitzuarbeiten an der Besserung der Verhältnisse, um den Frauen der Zukunft wieder die Erfüllung des eigensten Berufes zu ermöglichen und zu sichern. Das wäre freilich jene weitblickende Arbeit für eine Idee, wie sie der Frau im Grunde nicht liegt. In der Not aber mögen die Berufenen ruhig über ihre Grenzen hinauswachsen; sie mögen auch den neu gewonnenen weiten Blick für immer beibehalten, wenn sie nur darüber das verständnisvolle Schauen im nächsten Umkreis nicht verlernen. Wie es ja auch durchaus zu begrüßen ist, wenn die Frau während dieser Lehrzeit in Männerberufen „Sachlichkeit“ erwirbt und beibehält, solange die weibliche Gefühlsbegabung dadurch glücklich ergänzt und nicht erstickt wird.

Für die Mehrzahl der Frauen aber ist der unmittelbare Weg zum Dienst am Menschen der richtige und darauf müßte schon bei der Berufswahl nach Möglichkeit Rücksicht genommen werden. Vorzuziehen sind also jene Berufe, denen der Raum für Entfaltung der weiblichen Eigenart nicht erst abgelistet werden muß. Aus diesem Grunde werden Erziehung, Pflege, Fürsorge immer wieder als spezifisch weibliche Berufe empfohlen. Was hilft es aber, wenn junge Mädchen sich mit Begeisterung für diese Berufe ausbilden lassen, um dann für ihre schöne Bereitschaft und ihre frischen Kenntnisse kein Feld zu finden und schließlich doch bestenfalls bei Stenogrammheft und Schreibmaschine zu landen? Sind nun diese, das ist die zweite schwerwiegende Frage, die wir aufgeworfen haben, um die Möglichkeit, den Gedanken Gottes zu verwirklichen, betrogen? ...

Wie könnte das sein, da sie doch mit ihrer Schreib- oder Rechenmaschine oder anderer unpersönlicher Arbeit nicht auf den Mond verbannt wurden, sondern in Atemnähe der menschlichen Hilfsbedürftigkeit geblieben sind. Die Frau hat nicht vergebens ihre natürliche Neugierde, mit der sie tausend Kleinigkeiten und gerade persönlichen Kleinigkeiten nachspürt, an denen der Mann achtlos vorbeigeht. Sie hat diese Neugierde nicht als ein Organ der Lüsternheit und Bosheit bekommen, um Phantasie und Klatschsucht zu nähren, sondern als ein Organ der Liebe, um herauszufinden, wo, ganz zart und schonend, mit leichtester Hand eine Hilfe geleistet, mit behutsamstem Wort ein Trost gespendet werden könnte. Wahrscheinlich wird zumeist schon ein Blick in den nächsten Umkreis diese Gelegenheit zum Dienst am Menschen aufdecken. Junge Mädchen, die vom Bureau nach Hause kommen, sollen die heimliche Sehnsucht ihres Frauentums nicht dadurch betrügen und auf falsche Bahnen abdrängen, daß sie meinen, sie hätten das Ihrige an Pflicht geleistet, es bleibe nur der Anspruch auf Vergnügen übrig. Kein Herablassen, ein Emporsteigen ist es, wenn sie mit ein paar tüchtigen Griffen der Mutter im Haushalt helfen, selbst auf die Gefahr hin, den Glanz der manikürten Nägel zu trüben. Ergibt sich aber in Beruf und Heim kein so naheliegender Anlaß zum Dienen, so kann doch nicht ernstlich behauptet werden, daß in dieser Welt überhaupt keine Hilfsbedürftigkeit aufzutreiben sei! Schreit denn nicht das Elend körperlicher und seelischer Vernachlässigung so laut in unsere Ohren, daß wir es deshalb beinahe überhören?

Wir christlichen Frauen haben ja im Grunde gar keine Wahl, ob wir unserem Leben diesen tieferen Sinn geben wollen oder nicht. Für uns ist es eine absolute Forderung, für uns hat es einen klaren, klingenden Namen: Caritas.

Welche hohe Summe sozialer Kraft würde fruchtbar gemacht werden und segensreich zur Wirkung kommen, wenn jede von den zahllosen Frauen in sachlichen Berufen nur einen kleinen Winkel für ihre Mütterlichkeit und ihr Magdtum eroberte! Zugleich aber würden sie dadurch das eine in ihr Leben bringen, das für uns Frauen einzig sinngebend, beglückend und heiligend ist: Dienst am Menschen.